schienen... Es war ja so, daß das Konzentrationslager für die wenigen deutschen Juden, die noch etwas Geld hatten, damals unausweichlich erschien. Block und sein Vater waren bis dahin verschont geblieben, weil man ihnen nichts vorwerfen konnte, obwohl es schon versucht worden war, aber Jakob war sich durchaus bewußt, daß das nur eine Frage der Zeit war. Wochen oder Tage - früher oder später kämen sie bestimmt dran.

In der Schweiz konnte Jakob sich endlich ausruhen und schlafen, ohne ein schreckliches Erwachen zu fürchten. Da er Export betrieb, das Lieblingskind der Nazis, war es ihm noch erlaubt worden, Hitlers Reich zu verlassen, wenn auch nur auf ganz beschränkte Zeit. Ich flehte ihn an, auszuwandern, irgendwohin zu gehen - er hatte viele Beziehungen -, aber vergebens. Drei Monate später wurde er nach Dachau gebracht. Da er dieses Ereignis aber schon so lang vorausgesehen hatte, war die Tatsache, daß seine Ängste nun Wirklichkeit wurden, fast wie eine Befreiung für ihn. So hielt er die drei Monate im Lager besser durch als viele andere, vor allem weil er sich immer bemühte, anderen zu helfen, indem er kranken Männern ihre Mühen abnahm und alle zu trösten suchte.

Ich hatte Jakob seit dem Tod meiner Mutter, von deren letzten Tagen er mir soviel hätte erzählen können, nicht gesehen, hatte aber jetzt in Zürich noch nicht den Mut, ihm Fragen zu stellen. Er verstand mich und so war es erst sehr viel später, nachdem er Deutschland endgültig verlassen hatte, daß er mir alles erzählte.

Meine leise Hoffnung, Boris wiederzusehen, der meinen Überlegungen zufolge ungefähr zu jener Zeit durch Zürich kommen müßte, bewahrheitete sich nicht und so fuhr ich in einem kleinen Ford nach Frankreich. Schweizer Bekannte hatten mir angeboten, mich bis Dijon mitzunehmen, über Basel - Belfort - Besançon. Diesmal konnte ich mir Dijon in Ruhe ansehen, wo wir uns auf der Hinreise kaum eine Viertelstunde aufgehalten hatten. In Dijons Strasen bewunderte ich viele Häuser, die noch aus der glänzenden Zeit der Herzöge von Burgund erhalten sind, sowie Kirchen und öffentliche Bauten, und ich verlor mich in dem provinziellen Museum, das dem Besucher auf kleinem Raum unendlich viele Gegenstände zeigt, die oft ganz ohne Bedeutung, manchmal direkt scheußlich sind, unter denen man aber die Freude hat, herrliche Stücke zu finden, die nicht ihresgleichen haben.

In Paris kam ich Anfang September wieder an. Einige Tage verbrachte ich noch im Atelier 43, wo Miß Hearn in der Zwischenzeit auf Bimi aufgepaßt hatte. Dann verließ ich voll Kummer diese einzigartige Welt der Atelierbaracken mit ihren gutartigen Bewohnern. Bimi und der Siamese Davy waren inzwischen so gute Freunde geworden, daß Davy im Moment des Abschieds sogar versuchte, mit seiner Pfote den Korb zu öffnen, in den ich seinen

schwarzen Freund eingesperrt hatte. Aber umsonst - ich entführte Bimi mit all meinem Gepäck und stieg damit in ein wartendes Taxi.

Nun wohnte ich im Hôtel Henri IV, auf der Place Dauphine. Das Haus ist sehr charakteristisch für das alte Paris, ziemlich hoch und sehr schmal; bei manchen solcher Häuser besteht die Fassade aus nur einem Fenster. Mein Hotel hatte sogar drei und im letzten Stockwerk hatte es drei Balkone. Zwei dieser Balkonzimmer - die beiden größeren - waren vermietet, aber ich konnte mich in dem winzigen mittleren Zimmer einmieten. Die Tür zum Balkon - sonst gab es kein Fenster - nahm die ganze Breite des Zimmers ein, aber es war mir für den Moment groß genug - nichts fehlte. Es gab ein großes Sofabett, über dem drei feste Regale angebracht waren, auf die ich meine Bücher stellte, einen Verschlag für die Kleider, eine große Kommode, einen kleinen Nachttisch und ein Waschbecken. Es gab sogar auch einen Heizkörper, der aber mehr 'for show' war als zum Wärmen. Da der einzige Stuhl kaum im Zimmer Platz hatte, stellte ich ihn auf den Balkon, zur größten Freude von Bimi, der stundenlang auf diesem Stuhl saß, von wo er den Himmel, die Vögel und die gegenüberliegenden Dächer beobachtete. Bimi hatte eine ganze Welt für sich. Nichts hinderte ihn, von unserem Balkon aus seine Spaziergänge auf die Dächer der umliegenden Häuser auszudehnen, die eine der drei Ecken des Platzes bilden.

Als ich hierher zog, ahnte ich nicht, wie glücklich ich mich hier fühlen würde. Erst allmählich wurde mir klar, daß ich endlich wieder ein Zuhause gefunden hatte. "Heimkommen" wurde für mich, so wie früher, als ich zu meiner Mutter heimkam, eine täglich wiederkehrende Freude, die bedeutete: Entweder den Pont Neuf zu überqueren, von der Louvre-Seite her oder vom Institut de France, oder auch, wenn ich vom Quartier Latin kam, den Quai des Orfèvres entlangzugehen, einige Schritte in der schönen Henri IV-Umwelt der Place Dauphine zu machen, um dann die enge Wendeltreppe hinaufzusteigen, Bimi zu rufen, der sofort ankam, und schließlich von meiner Höhe aus Paris zu betrachten: Die eckigen Türme von Notre Dame, die schöne Spitze der Sainte-Chapelle, die dicken runden Türme der Conciergerie, links ein Stück des Louvre, fast ganz versteckt durch die Bäume auf dem Quai, dann die hübschen Häuser gegenüber mit ihren lustigen, immer individuellen Kaminen und zu meinen Füßen das Grün der Kastanienbäume.

Wie jeder Platz in Paris, der etwas auf sich hält, so gab es auch hier einige Buchhandlungen. Zunächst war da ein richtiger Bouqiniste, den man selten in seinem Laden voller unzähliger Bücherstapel, die er alle kannte, antraf. Wenn ich seine Türen offen fand, trat ich oft ein, um irgendein vergriffenes Buch zu verlangen und mich mit ihm zu unterhalten oder vielmehr ihm zuzuhören, wenn er alte Geschichten von Verlegern, Antiquaren und Büchern erzählte. Die zweite Buchhandlung des Platzes war eine seriöse Fachbuch-

handlung für Jura, ebenfalls sehr charakteristisch für diese Gegend - zwei Schritte vom Justizpalast entfernt.

Am Tag ist die Place Dauphine ziemlich bevölkert; auf beiden Seiten der großen Marmortreppe des Justizpalastes stehen die Wagen der Anwälte und der übrigen mit Justitia zusammenhängenden Leute. Zwischen Mittag und ein Uhr findet man im Restaurant "Paul", das die Form eines langen Schlauches hat, mit je einer Öffnung zum Quai des Orfèvres und zur Place Dauphine, keinen Platz. Es ist ein typisch pariserisches Restaurant: ein einfacher Raum, sehr gute Bedienung durch den Besitzer und seine zahlreiche Familie, eine ausgezeichnete Küche, die raffiniert und sehr abwechslungsreich ist. Am Anfang aß man dort sehr viel besser und billiger als in den großen Restaurants auf dem rechten Seine-Ufer, aber mit Beginn des Krieges stiegen die Preise rapid an, so daß viele der alten Kunden, zu denen auch ich gehörte, unterlagen und nicht mehr hingingen.

Nach neun Uhr abends gewinnt der Platz seine Ruhe und sein Eigenleben zurück. Die lauten Autos sind verschwunden, bei "Paul" gibt es keine eiligen Gäste mehr, nur noch Liebespaare, die sich Zeit lassen. Die Bänke unter den Kastanien werden von Katzen besetzt und manchmal auch von deren alten Herrinnen. Aber trotz dieser idyllischen Ruhe vergißt man doch nie, daß man sich in Paris befindet und nicht in einer Kleinstadt von zehntausend Einwohnern, denn von weitem hört man immer das Geräusch der auf dem Pont Neuf und auf den Quais rollenden Autos. Es ist ein eigenartiges Geräusch, das einem erst bewußt wird, wenn es einmal plötzlich nicht mehr da ist.

In meinem winzigen Zimmer verbrachte ich einige Monate und wünschte mir immer, daß meine Nachbarin, eine blonde Deutsche, die in irgendeinem Bureau des Hitler-Regimes in Paris arbeitete und mit der ich nie ein Wort gesprochen hatte, gezwungen würde, ihr Zimmer, das ich gerne hätte, aufzugeben. Und wirklich ging sie bald danach nach Deutschland zurück, um zu heiraten, und an einem schönen Maimorgen - genau ein Jahr vor dem schrecklichsten Maimorgen, dem 10. Mai 1940 -, zog ich aus Zimmer Nr. 19 aus, um mich in Nr. 20 einzurichten. Ich war restlos glücklich, denn dieses Zimmer hatte alle Vorteile des vorigen ohne den Mangel des Lebensraumes. Auch der Balkon war hier größer. Bimi war zuerst etwas erstaunt, gewöhnte sich aber bald daran, daß er nun zu einer anderen Tür hereinkommen mußte.

Zu jener Zeit verdiente ich ganz gut. Ich machte Übersetzungen, betrieb bibliographische Nachforschungen, suchte Bücher für Julius aus Bern und andere, gab einige Sprachstunden u.ä. Durch den abwechslungsreichen Rhythmus war mir dieses Leben viel angenehmer als das der Zwangsarbeit von täglich acht Stunden bei Mademoiselle Droz oder in irgendeinem Bureau.

Monatelang saß ich jeden Tag neben Ramón Menéndez Pidal, dem berühmten Gelehrten und ehemaligen Präsidenten der Madrider Akademie, der in Madrid gelebt hatte bis der Bürgerkrieg ihn in seinen friedlichen linguistischen Studien störte. Nach einer Reise nach Amerika, die er trotz seines hohen Alters unternahm, setzte er sich in Paris fest, um hier die Stunde der Rückkehr zu erwarten. Er ist übrigens der einzige Flüchtling, den ich kenne, der seine Heimat tatsächlich so bald wiedersah, und das erklärt sich dadurch, daß er kein eigentlich politscher Emigrant war.

Auch diese meine vorübergehende Rückkehr zur romanischen Philologie verdanke ich Karl Vossler, der ein Freund und Bewunderer von Menéndez pidal - Don Ramón, wie er allgmein genannt wurde - war. Don Ramón gab mir die Probleme an, für die er sich jeweils interessierte sowie einen Teil der Bücher und Aufsätze, die ich zu konsultieren hatte.

Als Assistentin des spanischen Gelehrten wurde es mir erlaubt, die Bücher selbst aus den Regalen zu nehmen, ohne sie vorher anzufordern. Ich war bald mit den Bücherlagern der Sorbonne-Bibliothek - zweimal vier Stockwerke mit Stahlregalen - vertraut und war imstande, die Bücher, die ich brauchte, herauszusuchen. Wenn ich wieder in dem bibliographischen Saal, wo Don Ramón saß, erschien, war ich bepackt mit dicken Foliobänden, mit Dissertationen, mit Zeitschriften, alles voll Staub, - aber völlig glücklich. Nun begann der zweite Teil meiner Arbeit, und zwar der schwierigere: Diese Bücher zu lesen oder zu durchfliegen, um daraus die Stellen, die meinem "Chef" für seine Arbeiten nützlich waren, zu entnehmen und ihm davon spanische Résumées der lateinischen, französischen, englischen, deutschen oder italienischen Texte zu machen.

Während dieser Stunden wissenschaftlicher Arbeit vergaß ich alles um mich her, obwohl diese unsere Zeit alles andere als friedlich war und sich für Zerstreuungen wenig eignete. Die allgemeine Spannung, die in Paris im September herrschte, erhöhte sich von Tag zu Tag. Hitlers Einmarsch in die Tschechoslowakei warf ihre Schrecken voraus. Es kam zu den ersten Mobilmachungen - heute eine bestimmte Klasse von Reservisten, morgen eine andere. Wer weg konnte, zog sich für Monate aufs Land zurück, nicht nur während der Schulferien - möglichst weit von der Hauptstadt entfernt. Eine Art Exodus begann, vor allem unter den besser situierten Bürgern. Jeder sprach von einem bevorstehenden Krieg. Die Begeisterung war aber sehr gering, die Angst herrschte vor. Der Gedanke an einen Krieg ohne ersichtlichen Grund, das heißt ohne daß Frankreich direkt angegriffen wurde, verbitterte besonders die einfachen Leute.

Damals arbeitete ich noch fast jeden Vormittag bei jener Schriftstellerin in der Rue Bellechasse. Sie war noch nervöser als sonst und hing stundenlang

am Telefon; sie suchte einen ruhigen Ort, an dem sie sich mit ihrer Familie verbergen könnte - das schien ihr einziges Interesse zu sein.

Zerbe und Gladys, die eigentlich bis Ende Oktober in Paris bleiben wollten, schifften sich nun ganz plötzlich ein. Boris kam früher als erwartet zurück und rief mich am 26. August an - an dieses Datum erinnere ich mich sehr gut -, um mir mitzuteilen, daß er am gleichen Tag seine Freundin in die Bretagne bringen würde, wo er auch bis auf weiteres bleiben wollte. Ich hatte also die Freude, seine Stimme am Telefon zu hören, aber nicht die eines Wiedersehens - seit unserem Abschiedsessen in Bern!

Erst als ich den Hörer eingehängt hatte, ergriff die allgemeine Panik auch mich. Ich weinte wie ein Kind, vor Wut, und fragte mich, wieso die Nazis sich schon wieder in mein persönlichstes Leben einmischten. Ich glaubte nämlich nicht an den Krieg, wirklich nicht. In meinen Augen war das Ganze nur ein großes Täuschungsmanöver der Nazis, um Frankreich und England zu erschrecken. Und diesmal hatte ich sogar recht. Ein Jahr später, als ich meine Meinung trotz der inzwischen veränderten Lage nicht geändert hatte, hatte ich leider unrecht.

Am nächsten Tag, dem 27. September erschien die Schriftstellerin triumphierend in der Rue Bellechase in dem Raum, in dem ich arbeitete und rief
voller Begeisterung aus: "Kein Krieg, Kinder! Daladier und Bonnet werden
den Führer und Mussolini in München treffen und alles wird sich arrangieren!" Alle waren erleichtert. Man umarmte sich. Wir waren glücklich über
die abgewendete Gefahr.

Für Leute wie mich, die sozusagen apolitisch waren und nicht hinter die Kulissen schauten, mußte "München" einer Befreiung gleichkommen, ein Friede ohne Krieg. Aber diese wohltuende Wirkung des Münchner Treffens war nicht von langer Dauer. Bald hatte alles, was sich darauf bezog einen schlechten Klang, daß sogar der Name München und der Ausdruck "Münchner" wie eine Beleidigung wirkten.

Langsam wurde das Leben wieder normal, obwohl noch weitere Mobilmachungen folgten. Die Leute gewöhnten sich daran und nahmen sie nicht mehr so ernst, so daß die Reservisten, wenn sie eingezogen wurden, ausriefen: "Auf Wiedersehen in vierzehn Tagen!"

Als es auf den Frühling zuging, wurde eigentlich alles wieder wie vorher. Die Geschäfte gingen wieder, und die Angsthasen kamen vom Land zurück.

Lucile kam aus Schweden zurück, wo sie den Sommer verbracht hatte. Sie hatte keine Angst, - wie ich wollte sie nur ruhig in Paris bleiben können, was immer auch käme. In dieser unruhigen Zeit sahen wir uns oft.

Yvette fiel vom Himmel Indiens wieder auf die Erde, begleitet von einem indischen Juristen. Er war noch ziemlich jung, und seine große Schönheit wurde für uns Europäer noch durch seine Gewandung erhöht. Er trug eine

weiße Tunika mit schmalem Stehkragen über schwarzen Seidenhosen von exotischem Schnitt. Die Place Dauphine bekam Gelegenheit diesen außergewöhnlichen Touristen zu bewundern, als Yvette ihn eines Tages zu mir brachte. Er sollte die Aussicht von meinem Balkon und meine ganze Gegend kennenlernen, von der sie fand, daß jeder, der Paris besuchte, sie kennen müßte. Als sie mir am Telefon diesen Besuch ankündigte, bat sie: "Aber bitte bringen Sie Ihren Kater weg! Wenn Takou eine Katze sähe, wäre das eine Katastrophe!"

Natürlich sperrte ich Bimi deshalb noch lange nicht ein, - ich ließ ihn auf den Dächern spazierengehen wie sonst auch, paßte nur auf, daß er nicht hereinkäme, nicht wissend, welch ein Störenfried er werden könnte!

Während dieses Frühjahrs 1939, das, nach einem besonders strengen Winter, ganz wundervoll war, bekam ich noch andere, weniger exotische Besuche, so den von Julius, der wegen einer Auktion alter Bücher aus Bern kam. Damals sahen wir uns zum letzten Mal. Zwei Jahre später starb er durch ein Herzversagen während einer Skitour in seinen geliebten Schweizer Bergen.

Der bedeutendste Besuch war der von Vossler und seiner Frau, als sie von einer Studienreise aus Kuba zurückkamen. Ich fuhr nach Boulogne, um sie abzuholen, und war erschüttert von der germanischen Atmospäre, die auf dem Schiff herrschte. Es ist unvorstellbar, wie sich auf wenigen Quadratmetern von Holzplanken, mitten in französischen Gewässern, ein vollständiger Organismus bewahren kann, der einer geographisch entfernten Diktatur, ihren Gesetzen und ihrer Mentalität gehorcht. Diese Tatsache, die aber nur eine von vielen gleichartigen war, beeindruckte mich so sehr, daß die wenigen Minuten in dieser konzentrierten Naziatmosphäre in meinen Erinnerungen zum Alptraum wurden.

Die Ankunft meines Lehrers in Paris fiel ziemlich genau mit dem 70. Geburtstag von Menéndez Pidal zusammen, der zur Feier des Tages ein kleines Mittagessen bei Casenave an der Place de l'Odéon gab. Ich war die einzige Frau unter mehr als zehn mehr oder weniger berühmten männlichen Gästen, aber meine Rolle als 'Hausfrau' war glücklicherweise nur theoretisch. Fast alle Gäste waren Spanier, alle entweder Schriftsteller oder Gelehrte. Die Unterhaltung war sehr anregend und abwechslungsreich. Mein verehrter Lehrer erzählte von seinen Eindrücken in Mittelamerika, Gregorio Marañon, berühmter Arzt und Schriftsteller, sprach über Mexiko, Don Ramón über seine Bibliothek in Madrid, von der er ohne Nachricht war, - im Grunde waren aber alle zufrieden über dieses Zusammentreffen in Paris.

Nach diesem Mittagessen begleitete mich Don Carlos, wie die Spanier ihn nannten auf die Place Dauphine, wo er meine fünf Treppen hinaufsteigen mußte... Aber er wollte mit eigenen Augen meinen Balkon und mein Zimmer sehen, worüber ich ihm schon so viel erzählt und geschrieben hatte. Und er konnte meine Liebe zu dieser Insel des Friedens voll verstehen.

Zu früh mußte Vossler Paris verlassen. Auf dem Bahnhof sagte er "Auf Wiedersehen!" und "Auf bald!", aber ich habe ihn nicht wiedergesehen und mit jedem Tag erschien mir unser Wiedersehen problematischer.

Kurze Zeit danach bekam ich den Besuch meines Vetters Rudolf Arnheim, der aus Rom kam, auf dem Weg nach London. Philosoph und Kunsthistoriker, ein guter Kenner der Schönheiten von Rom, kam er zum ersten Mal nach Paris, wo er sich nur wenige Tage aufhalten konnte. Welch schöne Aufgabe für mich, ihm Paris in weniger als einer Woche näher zu bringen!

Diese Mission glaube ich erfüllt zu haben; jedenfalls sagte Rudolf mir beim Abschied, daß er Paris ebenso sehr liebe und bewundere wie Rom, wenn auch auf andere Art. Dank der Flexibilität meiner Arbeitszeit - mit Ausnahme der in der Sorbonne verbrachten Stunden - konnte ich meinen Vetter überall herumführen in meinem Bemühen, ihm durch vielfältige Einzelheiten einen Eindruck des Ganzen zu geben. Außer den historischen Gebäuden und denjenigen der Museen, die ihn vor allem interessierten - Louvre, Carnavalet, Cluny, Cernuschi -, zeigte ich ihm auch den Flohmarkt von Saint-Ouen, russische und chinesische Restaurants im Sorbonne-Viertel, die steilen Straßen und Gäßchen von Montmartre, elegante Cafés der Champs Elysées, die Universitätsstadt, und stellte ihm einige meiner Freunde und Bekannten vor.

Am Vorabend der Abreise meines Vetters nach einem Spaziergang in Montmartre zu viert beendeten wir den Abend in meinem kleinen Zimmer an der Place Dauphine. Rudolf hatte einen sehr gescheiten und gebildeten italienischen Freund mitgebracht, der Goethe, Voltaire, Benedetto Croce jeweils in der Originalsprache zitierte und sich auch viel mit meiner englischen Freundin Ruth unterhielt. Es gab Themen aus der Literatur, der Geschichte und der Philosphie, zum Teil mit komplizierten Problemen, aktuellen wie ewigen. Es war ein schöner anregender Abend, an den wir uns wohl alle vier noch erinnern, wie weit wir später auch in alle Winde verstreut lebten.

Es ist eben so, daß man sich in Paris auch auf engstem Raum freier, verfügbarer - "disponible", wie André Gide das nannte - fühlt als irgendwo sonst. Das geistige Klima von Paris läßt einen, ob man nun eine Woche dort lebt oder den Rest seines Lebens, das Klima der eigenen Heimat vergessen. Man hat das Alphabet in irgendeiner Sprache gelernt, aber man denkt schließlich französisch. Der Pariser "Kosmopolitismus", wie sehr er auch angegriffen, gehaßt und verachtet wurde, hat seine tiefen Ursachen, gegen die alle damaligen oder zukünftigen Nazis der Welt nicht ankamen und werden. Selbstverständlich hat auch er, wie alles in dieser Welt, seine negativen Seiten, aber unter den positiven gibt es wertvolle und dauernde.

Ich habe ein sehr gutes Gedächtnis, auch für die äußeren Umstände, die Farben, das Licht, sogar den Duft der Dinge, die ich erlebe, sehe, höre, und es scheint mir, als ob ich mich um so besser an sie erinnere, je länger sie zurückliegen. Mein Gedächtnis ist darauf gedrillt, sich wie auf Befehl zu vertiefen. Ich erinnere mich zum Beispiel an eine bestimmte Straßenecke unter grauem Himmel und frage mich: Wann bin ich dort vorbei gekommen? Und Schritt für Schritt kommen die Umstände zurück. Es war ein Novembermorgen im Jahre 1938. Ich war mit Ruth zusammen und wir kamen von der Vorlesung von Mario Roques in der École des Hautes Études - nun weiß ich sogar welches Kleid und welchen Mantel ich damals trug.

Ein anderes Beispiel. In einem der Gänge des Hôtels du Parc in Vichy sehe ich mich plötzlich einem Mann gegenüber, dessen Gesicht mich sehr abstieß und ich frage mich: Wo habe ich denn diesen Typ schon gesehen, wo war das nur? Und ich sehe mich über den Place de l'Etoile gehen, als mich mein Begleiter beim Arm nahm und flüsterte: "Schau mal, dort!" und da kam Monsieur Laval vorbei, ganz nah von uns, in einem schwarzen Mantel, mit einem schwarzen Hut und einem weißen Schal. Ich erkannte ihn sofort nach den Photos, die allerdings seit einiger Zeit aus der Presse verschwunden waren wegen des Stillschweigens, das diesen allzusehr kompromittierten Mann damals umgab... Als ich ihn nun in Vichy zum zweitenmal sah, erinnerte ich mich nicht an die Pressefotos, die ja diesmal sehr aktuell waren, sondern an meine erste Begegnung mit ihm. Ich bin sehr froh, daß mir ein dritter Blick auf diese Visage erspart blieb.

Wie gut auch mein Gedächtnis sonst ist, so muß ich doch gestehen, daß das Jahr 1939 ein Chaos bildet, in dem sich Jahreszeiten, Menschen, Ereignisse so vermischen, daß es mir schwer fällt, sie zu ordnen. Und hierbei kann mir niemand helfen - alle Menschen, die damals zu meinem Leben gehörten, sind weit weg und von vielen weiß ich nicht, was aus ihnen geworden ist, ob sie überhaupt noch leben.

Daher denke ich, wird es am besten sein, wenn ich mich an diejenigen Bilder halte, die mir gegenwärtig sind, ohne weiter nachzuforschen.

Einige Abende stehen vor meinen Augen; vor einem Kamin, bei Lucile, die gerade an einer wunderschönen Tischdecke arbeitet, die sie selbst gezeichnet hat und die zu ihrer Wohnung paßt.

Oder ich sehe mich zwischen Ruth und ihrer Mutter im Théâtre de l'Athénée bei einer der ersten Vorstellungen von Giraudoux, "Ondine". Das war echtes Theater, nahe der Vollendung - was für eine wunderbare Synthese von Traum, Zauber und Wirklichkeit, Mittelalter und 20. Jahrhundert, moderner russischer Kunst und deutscher Romantik, männlich und kindlichweiblichem Geist - und diese Ondine, die erstaunliche Madeleine Ozeray, die das alles beherrschte, es in sich empfand und es den Zuschauern weitergab.

Ein anderes Bild. Jean, ein junger Franzose, mit dem ich befreundet war, ein eher etwas harter, kalter, unzugänglicher Mensch, sogar wenn er mit seinen wunderschönen Augen zärtlich zu blicken meinte, holte mich eines Mittags in der Place Dauphine ab, um mit mir essen zu gehen. Er schlug einen kleinen Umweg vor. Anstatt zum Pont Neuf zurückzufahren, lenkte er seinen Wagen zum Quai des Orfèvres, überquerte die Saint-Michel-Brücke und hielt auf dem Platz vor Notre Dame. Dann sagte er: "Schauen Sie sie gut an! Behalten Sie dieses Bild! Wir wissen nicht, ob wir die Kirche jemals wiedersehen!"

Das war am 29. August 1939.

Diese bewegten Worte aus dem Munde eines sonst so kühlen jungen Mannes erstaunten mich sehr, denn ich glaubte immer noch nicht an Krieg.

Ich kam eben aus der Provence zurück, wohin ich mit Boris, der wieder den Platz im Wagen frei hatte, gefahren war, wie im Vorjahr. Ich bin ihm heute noch dankbar, daß ich durch ihn einen anderen großen Teil Frankreichs kennenlernte, eines wundervollen Frankreichs, das ich niemals vergessen werde, nicht einmal in der schönsten Tropenlandschaft. Die Ardèche mit ihren wilden Tälern, ihren Bergen, auf denen oft verfallene Burgen stehen, ihre Straßen mit gefährlichen Kurven, durch die die Aussicht sich immerzu völlig verändert, mit ihren wenigen Dörfern und deren schweigsamen, aber freundlichen Bewohnern und ihren kleinen Städten. Eins dieser malerischen Städtchen, Aubenas, erinnerte mich an Ansichten von Toledo, von denen Grecos bis zu den heutigen Malern.

Dann kam das Rhône-Tal, - und das alles an einem herrlichen Augusttag. Gegen Abend erreichten wir Avignon - was für ein Ausblick! Man kennt die Ansichtskarten vom Papstpalast und den alten Stadtmauern, aber wenn man auch meint, man kennt sie, so wird man doch immer wieder vom wirklichen Anblick Avignons überwältigt sein, das heute auf dem unveränderlichen Hintergrund seiner mittelalterlichen Architektur, seiner großen Vergangenheit lebt, inmitten einer sanften wie großartigen Natur.

Ich verbrachte etwa drei Wochen allein in Avignon. Boris hatte anderes vor und überließ mich mir selbst, was mir aber recht gut gefiel, denn ich war nun nicht mehr in ihn verliebt. Ich ging in den alten Gassen der Stadt spazieren, oder ich ging auf das andere Ufer der Rhône, nach Villeneuve, oder ich badete im Fluß. Einmal fuhr ich nach Nîmes, das mich aber enttäuschte. Ich hatte den Eindruck, daß dieser Stadt, deren verschiedene Epochen ihre Spuren hinterließen, die Synthese fehlt.

Ein anderes Mal lieh ich mir ein Fahrrad und fuhr nach Saint-Rémy. Meist war ich ganz allein auf dieser breiten, sonnigen Landstraße mit ihren Tomatenfeldern und den Zypressen auf beiden Seiten. Ich war restlos glücklich in dieser schönen provenzalischen Landschaft, in der Sonne, die mich umfing, auf dem Fahrrad, das sanft unter mir rollte. Plötzlich glaubte ich in einem Garten mit vom Mistral zerzausten Bäumen ein Motiv von Van Gogh wiederzuerkennen und da erinnerte ich mich, daß dieser Maler tatsächlich einige Zeit vor - oder nach? - seinem Aufenthalt in Arles in Saint Rémy gewohnt hatte. Als ich mir in dem einzigen Schreibwarenladen des kleinen Ortes die verstaubten Postkarten besah, fand ich eine, die das Zimmer Van Goghs zeigte, und nach einigen Umwegen entdeckte ich das Asyl, die Kapelle und den Garten und betrachtete nicht ohne Rührung die Aussicht, die Vincent täglich von seinem Fenster aus hatte.

Ganz in der Nähe legte ich mich in den Schatten unter eine hohe Pinie und ließ mich von den unzähligen Insekten mit ihrem Summen und Zirpen einlullen. Blätter und Gräser bewegten sich nicht. Die Berge in der Ferne schienen meine Ruhe zu bewachen. Ich dachte an meine Mutter und daran, wie 
sehr ihr das alles gefallen hätte, an Kurt, der hier wahrscheinlich Goethe zitiert hätte, an viele andere und an diese Verse von Rilke:

Der Sommer summt,

Der Nachmittag macht müde....

Wer könnte inmitten eines solchen Friedens an die Möglichkeit des Krieges denken?

Die Ereignisse waren aber dazu geeignet, auch den Optimismus des friedliebendsten Menschen zu zerstören. An dem Tag, an dem das deutsch-russische Bündnis bekannt wurde, war ich unterwegs nach Aix-en-Provence. Einige Stunden Aufenthalt in dieser herrlichen Stadt und ihren schattigen Alleen, - einer Stadt, die schön ist wie eine Prinzessin, die es nicht nötig hat, von den Anbetern ihrer Jugendzeit oder den Heldentaten ihrer Vorfahren zu erzählen, weil man das alles auf ihrem Gesicht erkennt - dann kam das Meer. In Bandol, einem kleinen Fischerdorf, das zu dem Lieblingsort von Künstlern und Kleinbürgern geworden war, wollte ich meine letzten Tage vor der Rückfahrt nach Paris verbringen. Am nächsten Tag gab es aber bereits sehr beunruhigende Gerüchte; es hieß, die telefonischen und telegraphischen Verbindungen mit Paris seien unterbrochen und daß es bald keine Züge mehr geben würde, und noch mehr. Deshalb zog ich es vor, nach Avignon zurückzufahren, wo ich meine Sachen gelassen hatte und von dort mit dem Zug nach Paris zu fahren.

Schon jetzt (am 27. August) konnte man auf den Landstraßen die ersten Flüchtlinge aus der Hauptstadt erblicken, in ihren überfüllten Autos, die mit Matratzen, Koffern, Kinderwägen beladen waren. Da ich diese Art von Reisenden schon im September 1938 gesehen hatte und da diese kurz danach alle wieder nach Paris zurückgekehrt waren, sich über sich selbst lustig machend, beeindruckte mich dieser Anblick nicht besonders. Trotzdem war ich